11. Juli 1939 Nummer 156

# In freier Stunde

## Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(1. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) 

Der Liftjunge stürzte zum Fahrstuhl und riß ihn auf.

„Nach oben!" herrschte ihn Daisy an.

Der Page zog den Kopf ein. Lange schaute er dann den Flur entlang, den Daisy in höchster Erregung entlanggeschritten war.

Irgend etwas stimmte nicht — die Amerikanerin war böse.

Erregt durchmaß Daisy Burton ihr Zimmer, am Tisch des elegant eingerichteten Wohnraumes blieb sie stehen und erfaßte zornig die Fransen der Tischdecke. Wütend zerriß sie ein paar Fransen und warf sie auf die Erde.

„Leben Sie wohl, Mylady, amüsieren Sie sich allein weiter, ich habe anderes im Kopf."

Mit bebenden Lippen stieß Daisy Burton diese Worte hervor.

Nein, mein Herr, so einfach wurde man mit Daisy Burton nicht fertig. Sie war nicht umsonst James Burtons Tochter.

Die Erregung verebbte, die feingeschwungenen Brauen schoben sich zusammen, Daisy überlegte.

Dann trat sie an das Haustelephon und ließ sich mit der Hoteldirektion verbinden.

Nach dem Gespräch warf Daisy Burton den Hörer ungestüm auf die Gabel zurück, so daß er daneben fiel. Der Telephonist der Zentrale läutete und bat, den Hörer richtig aufzulegen.

Die Amerikanerin tat es mit einem Ruck, der ganze Apparat erdröhnte.

Mit verschränkten Armen setzte sie sich auf die Couch und wartete. Da glaubte sie, diesem Deutschen näher gekommen zu sein, der allezeit Zurückhaltende war doch gestern so ausgelassen und entgegenkommend gewesen. Und nun war aus Höflichkeit, Manöver, elegantes Ausweichen gewesen — und sie war darauf hereingefallen.

Das Telephon schnurrte. Daisy sprang auf und riß den Hörer empor.

„Hallo — jawohl, ich erwarte den Herrn."

Der Liftjunge pfiff leise vor sich hin, Herr Steffen war erschienen und im Zimmer 22 verschwunden. Herr Steffen war im Hotel bekannt, er war der Chef der berühmten Auskunftei „Steffen und Sohn".

Der schlanke Mann mit den scheinbar harmlos blickenden Augen ließ Daisys maßlose Empörung gleichsam selbstverständlich an sich vorübergehen. Hin und wieder verneigte er sich zuvorkommend, endlich zog er sein Notizbuch.

„Doktor Hugo Mertens — darf ich um eine Beschreibung des Herrn und um die Farbe und die Marke seines Wagens bitten. Es wäre also zunächst das Reiseziel festzustellen."

Daisy nickte, dann gab sie eine hastige Schilderung — Herr Steffens notierte.

Gelassen und äußerst zuvorkommend dankte Herr Steffen, während er sein Merkbuch verwahrte. Er läute an, sobald er etwas Positives zu berichten habe — meinte er, sich der Tür zuwendend.

### 3. Kapitel.

Doktor Hugo Mertens schlenderte durch die engen Straßen der kleinen Stadt und lächelte.

Ungestüm und lebendig trat die verklungene Welt ferner Knabenjahre an ihn heran, überall begegneten ihm Erinnerungen. Da war die elterliche Villa, das alte Bankhaus Mertens, das heute die Filiale einer Großbank war, dort drüben die Schule — die alte Penne und nicht weit davon, dicht am Markt, das Stadttheater.

Der junge Forscher schritt mit einem eigenen Lächeln um die Lippen die Straßen entlang. Die Schaufenster der Geschäfte wurden jetzt hell, die Laternen leuchteten auf, und langsam wich die frühe Dämmerung des Herbsttages in abendliches Dunkel zurück.

Neugierige Blicke folgten dem hochgewachsenen jungen Mann mit dem kühn gezeichneten Gesicht und den klugen, blaugrauen Augen. Man sah und spürte sofort, daß er fremd im Städtchen war, und dies erweckte sogleich die allgemeine Neugier.

Mertens blieb an der Marktecke stehen und schaute zu dem Theater hinüber. Vor acht Wochen etwa hatte er noch zusammen mit einer Karawane von Elfenbeinhändlern das Niam-Niam-Gebiet am Diamwonu im Sudan durchwandert und mit Mühe seine Forschungsergebnisse und Sammlungen vor den Kopfjägern in Sicherheit gebracht.

Und heute?

Eine ganz gewöhnliche, nichtssagende Panne hatte ihn aufgehalten. Der alte brave Wagen, den ihm der Onkel großzügig, wie er immer war, entgegengesandt hatte, mußte ausgerechnet hier versagen, so daß er gezwungen war, ihn in die nächste Werkstatt zu geben. Ausgerechnet in der kleinen Stadt, in der er geboren war und seine Schulzeit verbracht hatte.

Hugo Mertens hatte die Heiterkeit schöner Erinnerung in den Augen.

Wie oft hatte er als Primaner an dieser Stelle gestanden und zu dem kleinen Theater hinübergeschaut. Ein wenig abseits lag der Eingang für „Bühnenangehörige", der Eingang zu einer geheimnisvollen, wundersamen Welt. Genau wie damals spielte sich auch heute noch alles ab. Die Turmuhr von St. Peter schlug, die Menschen eilten dem erleuchteten Portal des Theaters zu, dessen runde Säulen lichtübergossen im Abenddunkel aufleuchteten. Im „Eingang für Bühnenangehörige" aber verschwanden geheimnisvoll und schattenhaft die Künstler.

Was wurde denn eigentlich gegeben?

Mertens schritt auf das Theater zu. Blieb an dem Kasten, der den Theaterzettel enthielt, stehen. Es war wohl noch immer der gleiche Kasten.

„Die Fledermaus."

Ein vergnügtes Lachen ließ die Vorübergehenden die Köpfe wenden. Hugo Mertens lachte erheitert auf — die „Fledermaus" — ja, hatte sich denn selbst das Theater auf ihn eingestellt?

Wenige Augenblicke später trat er an die Kasse. Herr Edmund Hippe, der einst die Karten ausgegeben, war nicht mehr zu sehen. Dafür waltete ein kleiner, rundlicher Mann beflissen seines Amtes. Er musterte den fremden Herrn interessiert und legte zuvorkommend die Karte vor ihn hin.

Wenn er nun schon gezwungen war, einen Abend in dem alten lieben Nest zu verbringen, dann wurde er wohl am besten im Theater untergebracht. Morgen früh konnte er dann mit Vollgas weiterbrausen.

In heiterster Stimmung stieg Doktor Mertens die Stufen der breiten Treppe empor.

Wie ihn alles anheimelte, zahllose kleine Begebenheiten fielen ihm ein.

Der Zuschauerraum war dicht besetzt, die Musiker stimmten ihre Instrumente, die Sitze klappten, und lautes Stimmengewirr drang Mertens entgegen.

Lächelnd schaute er sich um. Ein wenig anders war der Raum doch geworden. Die Farben — Blau und Gold — gaben ihm ein freundlicheres Aussehen, er war nicht mehr so grau und düster wie ehedem. Sonst aber war es das kleine, liebe Theater.

Mertens achtete nicht auf die mehr oder weniger neugierigen Blicke der Theaterbesucher. Er war an die Brüstung der Rangloge, die sich dicht über der Bühne erhob, getreten und blickte in das Parkett hinunter. Dort unten links, dort hatte er immer gesessen. In jeder Operette war er gewesen, die „Fledermaus" hatte er achtmal gesehen; immer war er zur Stelle gewesen, wenn die reizende Steffi Schöller, die blonde Soubrette spielte und sang. Schöner, hinreißender konnte niemand spielen und singen, so meinte sein Knabenherz. —

Es wurde dunkel.

Der Taktstock des Kapellmeisters berührte mit einem Klopfen das Dirigentenpult.

Mertens setzte sich, die Ouvertüre begann.

Bilder auf Bilder stiegen aus der Vergangenheit auf, wurden bei den vertrauten Klängen emporgetragen.

Der Vorhang rauschte auf.

Es mußten dieselben Kulissen sein, Mertens beugte sich vor. Er kannte ja jedes Stück, und die knapp zwei Jahrzehnte, die ihn von den Erlebnissen seiner Schülerzeit trennten, schienen in Nichts zusammenzusinken. Wo waren die Gefahren und Abenteuer der Expedition im Niam-Niam-Gebiet? Er saß in dem kleinen Theater und lauschte den Klängen der Fledermaus, und alles andere war Unwirklichkeit.

Nun kam gleich der Augenblick, den er als Junge immer mit angehaltenem Atem und mit herzklopfender Spannung erwartet hatte — der erste Auftritt der Soubrette.

Noch einmal nahm er all das Vergangene innerlich wahr, greifbar und deutlich stand alles vor ihm und —

Hugo Mertens beugte sich erneut vor.

Ein zierliches blondes Ding huschte aus der Kulisse, eine weiche Stimme ertönte — das Auftrittslied.

Wie reizend die Kleine spielte und sang, ihr Haar war von dem gleichen hellen Blond, wie es die einst so angebetene Steffi Schöller gehabt.

Mit innerer Freude folgte der Gelehrte der Aufführung, ehrlich stimmte er in das allgemeine Händeklatschen ein, das den ersten Aktschluß begleitete.

Die Theaterbesucher fluteten auf den etwas engen Gang hinaus und schlenderten in lauter Unterhaltung hin und her, da und dort bildeten sich kleine Gruppen.

Ein wenig abwesend schritt Doktor Hugo Mertens durch das Publikum. Ergötzlich war seine damalige Verehrung für die Soubrette damals gewesen. Jeden Pfennig seines Taschengeldes hatte er zusammengekratzt, um sich den Parkettplatz zu sichern. Einmal hatte er ihr sogar einen Rosenstrauß gesandt, anonym natürlich, mit dem bekannten Zitat: „Leg's zu den übrigen." Nach der Vorstellung hatte er den Weg zur Wohnung der Künstlerin eingeschlagen und eine Weile vor den Fenstern gestanden, bis er endlich, als sich nichts von Belang ereignete, heimwärts trollte.

Die Klingeln ertönten, der zweite Akt begann.

Anne-Marie Rodeck, las Mertens auf dem Theaterzettel, ehe das Licht erlosch.

Anne-Marie Rodeck.

Und dann nahm ihn aufs neue das Spiel gefangen. Diese junge Künstlerin machte ihre Sache wirklich gut, und wie reizend sie spielte. Soviel Anmut und unaufdringlicher Liebreiz lagen in ihrem ganzen Auftreten.

Hugo Mertens kam ein Gedanke, der ihm großen Spaß bereitete. Der heutige Abend gehörte der Erinnerung. Warum sollte er sich das nicht leisten, was er sich in kühnen Knabenphantasien und in heimlichen Träumereien häufig ausgemalt, nämlich, mit der jungen Sängerin zu Abend zu essen? Der Knabe hatte es sich einst gewünscht, ein ganzer Mann zu sein, der in der Lage war, die Künstlerin einzuladen, ihr seine Verehrung und Bewunderung offenkundig darzutun.

Gut, daß keiner seiner Freunde diesen Abend miterlebte. Man würde wieder sagen: Mertens bleibt ein eigenartiger Kauz und macht immer Sachen, die kein anderer sich leisten würde.

Ja, so war es. Er liebte das Absonderliche. Warum sollte er sich nicht dieses Spiel mit der Erinnerung leisten?

Spiel mit der Erinnerung!

Wenn er schon in die kleine Stadt verschlagen war, so wollte er sich auch einen angenehmen Abend gestalten. Es war zweifellos ein Vergnügen, diese hübsche junge Anne-Marie Rodeck zu einem guten Abendessen einzuladen. Ganz so, wie es sich der Junge einst geträumt hatte . . .

Mertens kritzelte in der Pause nach dem zweiten Akt einige Zeilen auf eine Visitenkarte und sandte sie durch die alte Garderobenfrau hinter die Bühne. Die gute Frau schmunzelte. Endlich kam doch einmal etwas Besonderes vor. Wie romantisch das war, dieser fremde Herr und die kleine Rodeck.

Die Garderobenfrau kam sich als einzige Eingeweihte vor, und das beglückte sie tief.

Anne-Marie Rodeck trat im dritten Akt auf, ihr prüfender, erstaunter Blick flog zu der Rangloge hinauf.

Ganz so, wie er sich das als Primaner gedacht hatte, dachte sich Hugo Mertens. Was hätte er einst darum gegeben, als großer Herr oben in einer Rangloge zu sitzen und einen interessierten Blick der blonden Steffi Schöller zu empfangen.

Nun wird sie nach dem Schluß der Vorstellung noch einmal durch das Guckloch im Vorhang spähen, um sich den Herrn, der als Bewunderer ihrer Kunst eine Einladung gesandt, anzuschauen. Hoffentlich fällt die Prüfung günstig aus, sonst gibt es einen Korb.

Mertens pfiff vergnügt vor sich hin, während er nach der Vorstellung die Treppe hinunterstieg und vor dem Eingang für Bühnenangehörige auf und ab ging. Ganz so hatte er sich einst die Situation gedacht — Spiel mit der Erinnerung.

Ein rascher, sicherer Schritt klang hinter ihm auf: Anne-Marie Rodeck.

Verbindlich lächelnd ging Doktor Mertens auf das junge Mädchen zu.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir diesen Abend schenken wollen," sagte er liebenswürdig und reichte der jungen Künstlerin die Hand.

4. Kapitel.

Der ehemalige Rittmeister und jetzige Gutsbesitzer Olbrich schob die Kaffeetasse ein wenig beiseite und griff zu seiner Morgenzigarre.

Umständlich und mit dem Behagen des leidenschaftlichen Rauchers zündete er die Importe an. Leicht und gefällig stiegen die bläulichen Ringe ins schimmernde Sonnenlicht empor —, lösten sich auf und vergingen. Nachdenklich schaute der breitschultrige Mann mit dem rot verbrannten Landwirtschaftsgesicht den dünnen Rauchlinien nach, die sich mit der durch das weitgeöffnete Fenster hereindringenden Morgensonne vereinten.

Das Geräusch der ausfahrenden Wagen fand in die große Eßstube des alten Gutshauses von Wendorf, Hühner gackerten, und das ärgerliche Gezeter eines streitsüchtigen Puters erklang.

(Fortsetzung folgt)

# Mahd um die Liebe

Erzählung von Hermann Müller.

Ueber dem Dorfe schwebte der sommerliche Sonntagsfriede. Kein Laut störte die Stille des Nachmittags. Die Bauern schritten durch die gelben, reifen Korn- und Weizenfelder. Morgen sollte die Ernte beginnen . . .

Nur der Erlenhofbauer war zu Hause geblieben. In der dämmerigen Stube — die Fensterläden waren geschlossen, damit nicht die grelle Sonne die glühende Hitze in das Haus schien — saß er — und ihm gegenüber Jürgen Hennings.

Jürgen Hennings, der Sohn eines Kleinbauern, und Hanne, des Erlenhofbauern einziges Kind, waren sich seit Jahren in Liebe zugetan. Und lange ertrugen sie nicht mehr das Versteckspiel vor dem Erlenhofbauer. Im Herbst wollten sie heiraten. Der Erlenhofbauer war dagegen. Die Erbin des größten Bauernsitzes im Dorfe sollte er einem jungen Manne geben, der noch nicht soviel Land sein Eigen nannte, um eine Familie recht und schlecht zu ernähren? Nimmermehr!

„Mein letztes Wort, Jürgen Hennings. Ich kann dir meine Hanne nicht geben. Was nützt mir dein Fleiß, was deine Unbescholtenheit? In den Dörfern ringsum würde meine Verwandtschaft sagen, wenn ich dich zum Schwiegersohn nähme: Was ist mit dem Erlenhofbauer, warum verschenkt er seine Hanne an einen Knecht?"

Jürgen Hennings wurde rot vor Scham und Zorn. „Warum verspottet Ihr mich, weil ich auf einem anderen Hofe Knecht bin? Soll ich denn zu Hause meinem Vater das bißchen Brot wegessen? Ist es nicht besser, ich verdiene mir mein Brot selber. Und wißt, von dem kargen Lohn habe ich mir soviel gespart, daß ich schon zwei Morgen Land als eigen kaufen könnte. Ich werde arbeiten auf dem Erlenhofe, wie nie einer seiner Bauern vor mir."

Der Erlenhofbauer winkte mit der Hand. „Schlag dir das alles aus dem Kopf, Hennings, Herr und Knecht können nicht zusammen kommen."

Jürgen Hennings sprang erregt auf. „Und das wagt Ihr zu sagen, Erlenhofbauer? Vor 300 Jahren soll auch einer hier gestanden und um die Hand einer Erlenhoftochter angehalten haben. Und dieser war ein Knecht wie ich, und man gab ihm die Tochter, so erzählt eine alte Geschichte."

Da mußte der Erlenhofbauer lachen. „Ja, Hennings, mit diesem Knecht kannst du dich nicht messen. Er soll das Vorbild eines Bauern gewesen sein und als Beweis seiner Tüchtigkeit in einem Tage den Acker im Unkengrund, der damals Roggen trug, abgemäht haben. Du kennst diesen Acker. Es haben drei Mäher einen Tag daran fleißig zu schaffen, wenn sie mit der Sense mähen. Hennings, glaubst du das auch zu können? Versuch's, dann sollst du Hanne haben."

Die blauen Augen des jungen Mannes blickten freudig auf, seine sehnige Gestalt straffte sich. Er kam auf den Erlenhofbauer zu und reichte ihm die Hand. „Das soll ein Wort sein! Ich wag's. Schlagt zu."

Da trat Hanne, die klopfenden Herzens vor der Tür dem Gespräch gelauscht hatte, in die Stube und warf sich ihrem Vater an die Brust.

„Vater, das ist ja unmöglich. Sei nicht ungerecht."

Der Erlenhofbauer entzog Hennings die Hand. „Hanne, ich bin nicht ungerechter als mein Ahn. Für uns Bauern gelten von Anbeginn der Welt dieselben Gesetze."

„Hanne, ich wag's. Ich will beweisen, daß ich deiner und des Erlenhofs würdig bin. Niemand soll sich meiner schämen," sagte Hennings. „Erlenhofbauer, mit dem Aufgang der Sonne fange ich morgen an, den Roggen im Untergrund zu mähen, und wenn die Sonne untergeht, hoffe ich es geschafft zu haben." Und er reichte dem Bauern und Hanne die Hand zum Abschied.

Am selben Nachmittag noch ging Hanne zu ihrer achtzigjährigen Tante ins Nachbardorf, deren Patenkind sie war. Ihr vertraute sie ihre Herzensnot an. Die Achtzigjährige kannte die Geschichte von dem Knecht, der vor dreihundert Jahren Herr des Erlenhofes geworden war. Und sie wußte einen Rat; sie wandte dasselbe Mittel der List an, das auch dem Knechte vor dreihundert Jahren geholfen hatte . . .

Mit dem Leuchten des frühesten Sonnenstrahls tat Jürgen Hennings am nächsten Morgen den ersten Sensenschnitt in die taufrischen Halme.

Der Erlenbauer stand dabei und sagte: „Gott walt's." Dann ging er wieder nach Hause.

Hier angekommen, vermißte er Hanne. „Sie ist fortgegangen zu ihrer Patin," sagte die Großmagd dem Erlenhofbauer. „Sie kommt vor Abend nicht wieder."

Der Erlenhofbauer murmelte etwas von ängstlichem Weibervolk und fuhr dann mit seinen Knechten aufs Feld zur ersten Ernte. In der Mittagszeit schaute er einmal nach, wie weit Jürgen Hennings mit seiner Mahd im Unkengrund war. Da mußte er staunen. Zur Hälfte war der Acker fast gemäht. Nun, ja, der heiße Nachmittag würde die Arbeit nicht beschleunigen. Jürgen wird's doch nicht schaffen bis zum Abend.

Die Sonne berührte mit ihrer rotgoldenen Scheibe den waldigen Horizont, da fielen die letzten Roggenhalme unter dem Sensenschnitt Hennings. Als vom Kirchturm die Abendglocke Feierabend über das Land rief, stand Hennings vor dem Erlenhofbauer, der eben in den Unkengrund gekommen war. Dem Erlenhofbauer war es unfaßbar, daß Hennings diese Arbeit in einem Tag geschafft haben konnte. Doch, was er mit eigenen Augen sah, mußte er glauben. Er sagte Ja zu seiner Tochter Wollen, den Jürgen Hennings zu heiraten. Im Herbst war die Hochzeit. — — —

Als im Jahr danach wieder der Roggen gelb und reif in den Aehren stand, wurde der Erlenhofbauer Großvater. Er bückte sich über die Wiege um den Enkel zu sehen. Da flüsterte ihm die achtzigjährige Patin der jungen Mutter zu: „Damit du's weißt, jetzt darfst du's wissen: Hanne und Jürgen haben es mit der Mahd im Erlengrund gemacht wie vor dreihundert Jahren die andern auch — sie hat ihrem Liebsten geholfen. Das ist das Wunder der Liebe Da kannst du nichts machen." Da lachte auch der Erlenhofbauer und strich zärtlich dem Enkel über die rosigen Händchen.

# Begegnung im Regen

Erzählung von Franz Friedrich.

Als der Kaplan Rickmann in seinem Wagen von einer Besuchsfahrt wieder nach Hause fuhr, dämmerte es bereits. Ein böses Unwetter war niedergegangen, plötzlich und mit einem dicken strömenden Regen, wie das in Kalifornien zu geschehen pflegt. Die Himmelswasser hatten die weiten Mais-

felder niedergeschlagen und ganze Mulden in die Tomatengesträuche gerissen.

Eine unheimliche Luft drückte auf die Erde. Der Himmel war noch immer dunkel und drohend. Die Autos jagten an dem Wagen Rickmanns vorbei. Kein Hund zeigte sich auf den Straßen.

Rickmann schaltete das Licht ein, denn aus der Dunkelheit wurde es unerwartet Nacht. In den unübersehbaren Pfirsichpflanzungen standen die Spaliere schief. Rickmann sah zu, daß er weiterkam, denn ein zweiter Wolkenbruch konnte das kleine Auto in den Graben schleudern. Es kam schon das Oedland, die Steppe mit ihren fruchtlosen Hügeln.

Bei der nächsten Wegbiegung sah Rickmann einen Mann im starken Lichtkegel seiner Laternen. Er bog scharf aus. Er sah, wie der Mann, fast zögernd — als wäre es ohnedies vergeblich — die Arme hob. Das war eine Bitte. Der Kaplan bremste scharf ab. Er riß die Wagentüre auf.

„Steigen Sie ein! Sie verkommen ja in dem fürchterlichen Regen!"

Der Mann zögerte; er war alt. Es war verboten, fremde Leute auf den einsamen Landstraßen in den Wagen zu nehmen. Wenn es auch dafür kein schriftliches Gesetz in den Büchern gab, aber alle Autofahrer wurden gewarnt. Nur der Kaplan Rickmann hielt es anders. Es war ihm noch niemals etwas für seine Hilfsbereitschaft geschehen, das ihm wehe getan hätte. Und außerdem — er sah jetzt das weiße Haar des alten Mannes, das vom Regen naß geworden war. Das Gesicht des Fremden war sehr runzelig. Auch der Anzug war alles andere als neu.

„So, setzen Sie sich da neben mich", sagte der Kaplan. Er schlug die Türe wieder zu. Ließ den Wagen anrollen. „Wohin wollen Sie denn?"

„Nach Riggs!" sagte der andere kurz.

„Sind Sie in Riggs zu Hause?" fragte der Kaplan.

„Ja," sagte der andere kurz, fast unwillig.

„So!" Der Kaplan sah den Alten an. „Dann wundert es mich, daß ich Sie noch nie in meiner Kirche gesehen habe! Besuchen Sie denn keine Andacht? Leben Sie so ohne Gott und Güte dahin?"

„Dafür hab ich keine Zeit! Bin froh, wenn ich mir etwas zum Essen verschaffe!"

„Das sollen Sie nicht sagen. Es gibt immer einen Weg, der sich gehen läßt. Und alle Menschen sind nicht schlecht! Und wenn man sich innerlich festigt und einen Halt hat, dann erträgt man auch die Unbill und das Mißgeschick!"

„Warum sagen Sie das alles? Warum fragen Sie?"

„Weil ich der Pfarrer von Riggs bin. Und ich bin doch für das Wohl meiner Gemeinde verantwortlich, das verstehen Sie doch! Wie lange sind Sie in Riggs?"

„Fragen Sie lieber nicht weiter, Hochwürden! Ist eine trübe Geschichte. Komme aus Texas!"

„Du lieber Gott, ich werde Ihnen den Schatten verscheuchen und den schweren Kopf erleichtern! Man weiß niemals, wo sich uns Menschen die gnadenvolle Hand des Herrn entgegenstreckt, wo sich uns viel Gutes und Schönes bietet! Und das kostet doch nicht mehr als ein gutes Herz und einen guten Willen! Also aus Texas kommen Sie?"

„Ja. Aus Durange . . "

Der Kaplan blickte überrascht auf. „Durange? Warum haben Sie Durange verlassen?"

„Das ist eine elende Geschichte. Ich war in den Wäldern, Holzfäller. Hatte Unglück, kam erst nach fünf Jahren wieder nach Hause. Da war alles fort, Frau und Sohn . . . Glaubten sicher, ich sei in den Wäldern umgekommen! Konnte sie nirgends mehr finden. Da hielt es mich nicht länger. Ich zog fort von Durange. Immer auf der Suche. Gab es aber dann nach Jahren auf . . ."

„Durange," sagte der Kaplan nach einer Weile. „Kann mich daran erinnern. War auch einmal dort. Eine hübsche kleine Stadt!"

„Ja, aber zuviel Mitleid mag ich nicht!"

„Was machen Sie jetzt?"

„Streife umher. Schon seit dreißig Jahren. Habs aufgegeben! Find meine Leute doch nicht mehr. Will wieder fort. Hab wohl eine Frau gesehen, so könnt heut meine Katarina aussehen. Ist es aber nicht!"

„Sie bleiben in Riggs. Ich werde etwas für Sie finden. Auf jeden Fall. Schon, weil Sie aus Durange kommen! Wie heißen Sie?"

„Was tut der Name zur Sache? Ich bleibe ja doch nicht!"

„Sie werden morgen in das Pfarrhaus kommen. Gleich in der Früh. Und ich werde Sie bei der Frühandacht sehen . . ."

Der Fremde blickte wortlos vor sich hin. „Rickmann", sagte er dann vor sich hin, „Rickmann heiße ich!"

Da bremste der Kaplan seinen Wagen ab. Er drehte das Licht an. Er blickte dem Alten in das Gesicht.

„Rickmann? Ich habe denselben Namen!

„Schön! Es gibt noch viel mehr, die Rickmann heißen! Fahren Sie weiter!"

„Aber ich komme aus Durange!" sagte der Kaplan und in einem merkwürdigen tiefen Vorgefühl legte er die Hände auf die Schultern des Alten. Ich heiße Antonio Rickmann . . ."

„Antonio?" schrie der Alte . . . und er wischte mit der Hand über den zitternden Mund, er wischte sich über die Augen, über das Gesicht, dann tastete er weiter, an den Händen des Kaplans entlang . . . „dann — dann . . ."

„Ja" nickte der Kaplan, „ich bin dein Sohn, Vater!"

„Und die Mutter . . .? Wenn die es wüßte . . ."

„Die wird es sehr rasch wissen. Die ist in Riggs!"

„In Riggs! Gott im Himmel, dann fahr los, Junge, so rasch du kannst... Antonio... boy, Junge... mein Sohn!"

---

# Der Roman

Groteske von Jo Hanns Rösler.

Famulus wollte einen Roman schreiben. Warum auch nicht? Worte wußte er zuhauf, und seine Phantasie füllte Bände. Warum also nicht einen Roman?

„Gehen wir an's Werk!" rief er.

„An welches Werk?"

„Ich schreibe einen Roman!"

„Worüber?"

„Worüber? Worüber?", spottete Famulus, „muß ein Roman immer über etwas handeln? Müssen stets Probleme gewälzt werden? Ich schreibe einen Roman der Handlungen — in meinem Roman geschieht etwas, da überstürzen sich die Ereignisse, daß man gar nicht zum Nachdenken kommt — ein Kriminalroman ist eine Schlummerrolle dagegen!"

„Hast du schon angefangen?"

„Morgen beginne ich." —

Zwei Wochen später traf ich Famulus wieder. Er saß in seiner Stube und machte einen überarbeiteten Eindruck. Auf seinem Schreibtisch häuften sich die Papiere.

„Und dein Roman?"

„Ich arbeite Tag und Nacht!"

„Wie weit kamst du?"

Er zählte die beschriebenen Blätter. „Zweihundert Seiten schon."

„Der Knoten ist also bereits geschürzt?"

„Wo denkst du hin? Ich bin noch in der Entwicklung — ich schreibe noch am ersten Kapitel!"

„Darf man es lesen?"

Famulus reichte mir die Bogen.

Ich las:

„Der alte Baron von Rakotts war vierzig Jahre lang in seiner Gegend Jagdkönig gewesen. Aber seit sechs Jahren fesselte ihn eine Lähmung der Beine an den Stuhl und er konnte nur noch vom Fenster seines Wohnzimmers aus Tauben schießen. Unter dem Sofa, dem Fenster gegenüber, schlief sein Hund, den Kopf auf die Pfoten gebettet. Plötzlich wachte der Hund auf, hob den Kopf, reckte den Hals und stieß ein dumpfes Geheul aus — —"

Hier mußte ich die Seite umwenden, denn Famulus hatte den Beginn seines Romans weit unter die Mitte des Bogens gesetzt. Ich las dann weiter:

Der Baron von Rakotts rief den Hund:

„Ajax! Hierher! Komm her!"

Der Hund rührte sich nicht.

Der Baron wiederholte:

„Ajax! Hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ajax! Hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ajax! Hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich rieb erstaunt meine Augen. Die ganze Seite hinunter stand immer wieder, Zeile für Zeile, derselbe Satz. Ich nahm den dritten Bogen. Auch hier immer wieder die gleichen Worte. Nichts anderes, kein anderer Satz. Auch auf der vierten Seite nicht und nicht auf der fünften, sechsten und zehnten. Es ging so fort. Zweihundert Seiten durch stand weiter nichts, als eng untereinander geschrieben, tausende Male wiederholt:

„Ajax! Hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, du Bestie?" —

„Wie lange soll das so fortgehen?" fragte ich Famulus, den Dichter. Er zuckte resigniert die Schultern.

„Ich weiß es nicht," antwortete er, „vielleicht noch fünfzig, vielleicht noch hundert Seiten —"

Ich schüttelte den Kopf:

„Bist du verrückt geworden?"

Er lächelte schmerzlich:

„Es ist doch nicht mein Fehler — kann ich dafür, daß der Hund unter dem Sofa nicht hervorkommt?"